

Grenzen der Sprachlosigkeit

Herausgegeben
von Carl Friedrich Gethmann
und Vivian Liska

Wallstein

Grenzen der Sprachlosigkeit
Herausgegeben von
Carl Friedrich Gethmann und
Vivian Liska

VERÖFFENTLICHUNG DER
KRUPP REIMERS FORSCHUNGSGRUPPE

Grenzen der Sprachlosigkeit

Herausgegeben von Carl Friedrich Gethmann
und Vivian Liska



WALLSTEIN VERLAG

Gefördert durch die
Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung
und die
Werner Reimers Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2023
www.wallstein-verlag.de
vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf, © SG-Image
ISBN (Print): 978-3-8353-5353-4
ISBN (E-Book, pdf): 978-3-8353-8459-0

Inhalt

Vorwort.	7
------------------	---

VIVIAN LISKÁ

Grenzen der Sprachlosigkeit	9
---------------------------------------	---

REDEN UND SCHWEIGEN

THOMAS KEMPF

Gemurmel

Notizen zur Sprachlosigkeit	17
---------------------------------------	----

CARL FRIEDRICH GETHMANN

Sprachlosigkeit und Unaussagbarkeit im Rahmen

der »Wende zur Sprache«	27
-----------------------------------	----

ARBOGAST SCHMITT

Die innere Zweckmäßigkeit als heuristisches Prinzip
der Sprachgebung bei Aristoteles

Anmerkungen zu Carl Friedrich Gethmann »Sprachlosigkeit und Unaussagbarkeit im Rahmen der ›Wende zur Sprache«	61
--	----

DARSTELLEN UND VERBERGEN

FLORIAN MEINEL

Die »Gegenkraft des Schweigens«

Carl Schmitts Politik der Stille	71
--	----

RAINER FORST

Die Botschaften des Schweigens

Gedanken zu »Die ›Gegenkraft des Schweigens« –

Carl Schmitts Politik der Stille« von Florian Meinel	111
--	-----

ALBRECHT GRAF V. KALNEIN

Erzwungene Stille, befreiendes Sprechen

Ein Kommentar zu Florian Meinel 115

JOSEPH LEO KOERNER

Der Augenblick des Sündenfalls 124

HERRSCHEN UND VERSTUMMEN

ERIK SCHILLING

Sexualität zwischen (Ver-)Sprechen und (Ver-)Schweigen:

Freud – Rilke – Celan 189

IGOR NARSKIJ

Rock 'n' Roll nach Igor Moissejew oder:

Wie konnte man die sowjetische Zensur überlisten? 210

MELANI SCHRÖTER

Schweigen und Sprachlosigkeit

im öffentlich-politischen Diskurs. 229

ALEIDA ASSMANN

Das Schweigen der Geschichte

und die Probleme der Zeugenschaft

Zwei historische Beispiele. 249

Vorwort

Der vorliegende Band enthält die überarbeiteten Vorlagen und weitere Beiträge zu den wissenschaftlichen Gesprächen der »Krupp Reimers-Forschungsgruppe«, die diese am 8. und 9. November 2021 in den Räumen der Werner Reimers Stiftung, Bad Homburg, durchgeführt hat.

Die in Kooperation der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung und der Werner Reimers-Stiftung begonnene Kolloquiumsreihe setzt es sich zum Ziel, im interdisziplinären Dialog zentrale Themen der globalisierten Gesellschaft in historischer und gegenwärtiger Perspektivierung zu erörtern und die Ergebnisse einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Ausgangspunkt der Kolloquiumsbeiträge sollen exemplarische Fälle und konkrete Fragestellungen aus der jeweiligen Disziplin der einzelnen Teilnehmerinnen und Teilnehmer sein. Die Reihe greift Themen und Arbeitsweise der Symposien von »Poetik und Hermeneutik« auf.

Die Herausgeber danken der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung und der Werner Reimers Stiftung für die umfassende Unterstützung des Projekts, des Kolloquiums und der Publikation.

Für die Einrichtung der Texte nach den Formatvorgaben und inhaltliche Verbesserungsvorschläge danken die Herausgeber Stephanie Graf.

Im August 2022

Carl Friedrich Gethmann
Siegen

Vivian Liska
Antwerpen

VIVIAN LISKA

Grenzen der Sprachlosigkeit

Wenn man sich innerhalb der Sprache bewegt und in der Erfahrung ihrer Beschränktheit an ihre Grenzen stößt – weil Worte immer zu allgemein sind, um die Singularität von Phänomenen zu erfassen; weil Bedeutungen notwendigerweise ungenau sind; oder weil Sprache missbraucht, manipuliert und in den Dienst von Lügen gestellt werden kann –, entsteht die Sehnsucht nach jenem, das sich dieser sprachlichen Endlichkeit entzieht: das Unsagbare, das, was sich religiös, epistemologisch, metaphysisch, psychologisch, politisch, emotional nicht sagen lässt. Die Versprachlichung dieser Erfahrung hat einen reichhaltigen Fundus, der von Plato über die Mystiker, Hölderlin, Heidegger, Beckett und Blanchot bis heute reicht. Doch die »Grenzen der Sprachlosigkeit«? Diese erscheinen unweigerlich, weil jedes wahrnehmbare Schweigen in Zeichen und Markierungen, in Sprache eingebettet ist, weil Schweigen ein Sprechakt ist, weil es auch oder gerade dort wahrnehmbar wird, wo es ein Ausbleiben anzeigt.

Sind die Fragen nach den »Grenzen der Sprache« und den »Grenzen der Sprachlosigkeit« einander entgegengesetzt, gehen sie aufeinander zu? Oder sind sie deckungsgleich? Was geschieht an dem Ort, an dem diese Fragen aufeinandertreffen – wenn sie es tun? Ist dort überhaupt ein Berührungspunkt? Hat der Unterschied der Fragestellung einen historischen Index, also zu je anderen Zeitpunkten unterschiedliche Bewertungen von Schweigen und Kommunikation? Wie sich in den Aufsätzen, die in diesem Band versammelt sind, zeigt, können zwischen den Grenzen der Sprache und den Grenzen der Sprachlosigkeit ganze Denkwelten entstehen.

Was ist das überhaupt, Sprachlosigkeit? Ist das Verweigerung, Unmöglichkeit, Ausdrucksmittel, Verbot, Machtlosigkeit oder Macht? Und was wird aus diesen an deren Grenze? »Grenzen der Sprachlosigkeit«: ist das eine doppelte Negation, ein doppeltes Nichts, eine Nicht-Sprache zum Quadrat, oder eine Rückkehr zu Sprache über den aufhebenden Umweg ihrer Negation? Wird Sprachlosigkeit dort wieder zur Vielfalt oder zum einen, absoluten,

unangreifbaren Sprechakt, zur Bedeutungslosigkeit oder eher zur vollkommenen Macht einer unteilbaren, unbestreitbaren Herrschaft? Ereignet sich dort die sublimale Hoheit des Unsagbaren oder aber der unaussprechliche, nicht-darstellbare Augenblick des Falls in die Unvollkommenheit der Welt, der Historie, und eben der Menschensprache? Oder eröffnet sich dort die List des Impliziten, das sich der Kontrolle der Herrschaft entzieht? Der subversive Widerstand? Der Ort der Dichtung als *jouissance* und Tod? Oder das Niemandsland des Gemurmels? In diesen Fragen erscheinen zwei extreme Pole des Spektrums von Möglichkeiten, wie die »Grenzen der Sprachlosigkeit« zu denken wären, dort wo diese Grenzen als *Vielfalt* (Explosion) oder als *Einheit* (Implosion) erscheinen. Geht man davon aus, dass Sprachlosigkeit – hiermit als Spielart des Schweigens – im Gegensatz zur Endlichkeit der Sprache ein Einziges, Einheitliches und Unendliches ist, dann bedeuten deren Grenzen den Ort, an dem Vielfalt wieder – und womöglich anders – aufscheint. Ist Sprachlosigkeit allerdings selbst vielfältig – wenn es also *Sprachlosigkeiten* und vielfaches Schweigen gibt, sind ihre Grenzen dann der Ort des Einen? Oder gibt es da noch anderes und anderes – andere Ausdrucksformen, Grenzgänge, alles was eben weder Sprache noch Sprachlosigkeit, sondern beides ist?

Seit dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert geht mit dem sogenannten *linguistic turn* eine neue Aufmerksamkeit für die Sprache mit einem verschärften Bewusstsein ihrer Grenzen einher. Diese Grenzen, bzw. Grenzgebiete, wurden selbst zum bevorzugten Terrain der Geisteswissenschaften und der Kunst. Je mehr der Sprache eine wirklichkeitskonstituierende Macht zugesprochen wurde, desto mehr faszinierten diverse Spielarten der Sprachlosigkeit: die schöpferische Sprachkrise (H. v. Hofmannsthal), das philosophische Schweigen (L. Wittgenstein), das Ausdruckslose (W. Benjamin), die Neigung zum Verstummen (P. Celan). Sprachlosigkeit wurde entweder als Unvermögen der Darstellung, des Ausdrucks, der Mitteilbarkeit, oder als Ausgangspunkt einer erhabenen Überwindung des konventionellen »Sprachgitters« konzipiert.

Diese von Paul Celan in seinem gleichnamigen Gedicht poetisch geprägte Metapher des Rasters, das die Sprache über die Wirklichkeit legt und sie dabei gleichzeitig verfügbar und unnahbar macht, verweist auf Versuche der literarischen, aber auch der philosophischen Moderne, mit der Sprache an Bereiche zu rühren, die sich ihr versagen. In ihren Extremformen ereignen sich diese Versuche zum

einen als Scheitern, das radikal Singulare zu benennen, zum anderen in der Erfahrung der Vergeblichkeit, über die Grenzen der Welt hinaus in das vorzustößen, was die erkennbaren Phänomene übersteigt: das Göttliche, das Mystische, das Wahre an sich. In der Mitte des 20. Jahrhunderts kommen zu diesen Erfahrungen jene weltgeschichtlichen Traumata hinzu, in denen Sprachlosigkeit sich weder als Reduktion weltlicher Vielfalt noch als sublimes Schweigen im Angesicht des großen Einen äußert, sondern als Verstummen vor dem Ausmaß des Grauens. In der Nachfolge dieser Erfahrungen erreichte vor allem die dichterische, aber auch die theoretisch inszenierte Rede vom Schweigen gegen Ende des 20. Jahrhunderts einen Höhepunkt, der auch die Sprachlosigkeit an ihre Grenzen geraten ließ.

»Ich hätte noch gern einen Mundvoll Schweigen, aber der Vorrat ist aufgebraucht« heißt es in einem direkten Verweis auf Celans Gedicht »Sprachgitter« im Roman *Gebürtig* (1992) des österreichischen Autors Robert Schindel. Zur Diskussion stehen in diesem Band die Bedingungen und Konsequenzen dieses Befunds heute in allen Bereichen, in denen die Sprache als Wahrheitsgrund entweder als Selbstverständlichkeit angenommen oder als Problem hinterfragt wird. Im Rahmen von Philosophie, Literatur, Theologie, aber auch Geschichtsschreibung, Sprachwissenschaft und Psychoanalyse ergeben sich im frühen 21. Jahrhundert vielfältige Fragen nach den Grenzen der Sprachlosigkeit. Unterliegt die Erfahrung, dass etwas so spezifisch, so sublim, so schockierend ist, dass es einem die Sprache verschlägt, einer rhetorischen Ökonomie und einem sprachlichen, kulturellen, emotionalen und geschichtlichen Index? Ist Sprachlosigkeit nur als Privativ aufzufassen oder gibt es Phänomene, die von sich aus, also konstitutiv sprachlos sind und als solche beschrieben und bestimmt werden können? Kann man die Erfahrung, etwas nicht in Worte fassen zu können, als Ergebnis eines Prozesses betrachten, der den Weg zur Sprache je anders gestaltet? Könnte es sein, dass in den Übergängen und Überschneidungen von Lebensbereichen Phänomene wahrgenommen werden, die sprachlos sind, weil sie sich der Einordnung unter einen gemeinsamen Nenner entziehen?

Diese und ähnliche Fragen können zu einer Standortbestimmung des gegenwärtigen Denkens verhelfen. Gestellt werden können sie im Licht des Kontakts zwischen unterschiedlichen Kulturen und Religionen, zwischen Mensch und Tier, der Technologie als Heraus-

forderung herkömmlicher Lebensrhythmen und Wahrnehmungsformen, aber auch im Rahmen von Gefühlserfahrungen wie Liebe oder Verlust, der sprachlichen Erfassung von Musik, bildender Kunst und neuen schöpferischen Ausdrucksformen, vom juristischen Schweigerecht, vom geschichtlichen Verschweigen oder von der Inkommensurabilität politischer Diskurse.

Nehmen wir das bereits mit Celan und Schindel angesprochene Schweigen in der Literatur nach dem 2. Weltkrieg. Dort hieß es wiederholt: Im Angesicht des erfahrenen Grauens ist nur das Schweigen selbst, die Unterbrechung der mitteilenden Rede, die Leerstelle zwischen den Worten, die sich selbst aufhebende Spur des Nicht-Repräsentierbaren, die offene Wunde des Abgrunds, die Zäsur, der Riss, das gestotterte, gestammelte, das zum Verstummen neigende Wort wahr. Die Rede von der Notwendigkeit des Schweigens, der Leere, der Unterbrechung im Fluss der Worte als Widerstand gegen das Geschwätz, gegen das Gerede und eine beschönigende, verharmlosende, gar Bewältigung vortäuschende Darstellung entstammt in der Literatur zumeist der Nachkriegsgeneration der Überlebenden. Sie entspricht den Befindlichkeiten und Anforderungen eines beschädigten Lebens, dessen traumatische Erfahrungen die gebundene Rede der Lyrik barbarisch, die zusammenhängende Erzählung lügenerisch, die kohärente Darstellung verklärend und verfälschend erscheinen ließen. Das Schweigen unterbricht die Verbindungen, zerreißt die Beziehung und unterbindet Ganzheit, es markiert die Vergangenheit als alles verschlingenden Abgrund, die Gegenwart als fortwährenden Ausnahmezustand und die Zukunft als immerzu ausstehende Erlösung. In dieser Konstellation traf es auf die Philosopheme der theoretischen Postmoderne oder sakralisierte die Vergangenheit in einer negativen Ästhetik des Unsagbaren.

Doch das Schweigen als Widerstand verträgt keine Dauer. In ewiger Wiederholung entleert sich die Leere, nichtet das Nichts, verstummt das Schweigen. Der letzte Zeuge, die letzte Spur, das letzte Wort. Stille. Bis einige sich wieder zu regen beginnen, das letzte Wort vervielfältigen und nachahmen, nachspielen und so das Schweigen aufspalten, ihm seine Unteilbarkeit nehmen, es im Raum verteilen und inszenieren als Rede, die zunächst vom Schweigen handelt, vom Schweigen des Verdrängens und dem Schweigen der Scham, dem Schweigen der Schuld, der Betroffenheit, der Ehrfurcht, der Indifferenz, der Unwissenheit, der wirklichen und der vorgetäuschten, vom Schweigen des Einverständnisses und des Schocks,

des Respekts und der Verachtung, vom Schweigen des Vergessens. An den Rändern der Sprachlosigkeit erscheinen dann *unendliche Möglichkeiten* – des Ausdrucks, der Seinsweise, der Auffassung von Sprache selbst. Soweit zur möglichen Vielfalt der Sprachlosigkeit.

Aber wenn es das doch gäbe, das endlos Sprachlose, das grenzenlose Unsagbare, das wahre, *eine* Schweigen? Es wäre dann womöglich der unaussprechliche Name Gottes, an dem sich die Sprache nur vergehen kann und alles Sprechen zum unendlich vielfältigen Gerede werden lässt. Auch noch die Rede von der Sprachlosigkeit wird dann von diesem großen Einen als lediglich ein weiteres Mittel zur jämmerlich scheiternden Welterfassung in seine Grenzen verwiesen. Das geschähe dann nicht an den Rändern der Sprachlosigkeit, sondern es erschiene dann so etwas wie die Innere Grenze der Sprachlosigkeit: Bei Paul Celan heißt das etwa so: »EIN DRÖHNEN: es ist / die Wahrheit selbst / unter die Menschen / getreten, mitten ins Metapherngestöber.« Aber auch dieser extreme Ausdruck apophatischen Sprechens bleibt ein Gedicht, in dessen Glutkern eine apokalyptische – eine Erlösungs- und Schreckensutopie erscheint. Aber vielleicht ist es ja nicht ganz zufällig, dass der erste Text des Bands, »Gemurmelt« von Thomas Kempf, mit dem erhabenheits-skeptischen Satz aufhört: »Sich auf Gott berufen ist unglücklicherweise eine Ausflucht, die nicht toleriert werden kann.« Und so sprechen und schreiben wir lieber weiter, menschlich, fehlbar und am besten, wie in diesem Band und im Treffen, das ihm vorausging, in aller Verschiedenheit und im guten Gespräch.

Reden und Schweigen

THOMAS KEMPF

Gemurmel *Notizen zur Sprachelosigkeit*

In Abwandlung eines Gedankens von E. M. Cioran, den Henning Ritter ohne Quellenangabe zitiert,¹ könnte man sagen: Nichts kommt der Sprachlosigkeit so nahe wie das alltägliche Gerede der Leute.²

* * *

Um das, was allenthalben geäußert wird, von dem zu unterscheiden, was die Form »Diskurs« gewinnt, spricht Foucault vom »Gemurmel«. Der Diskurs ist nur eine Teilmenge des riesigen Geredes und Gebrabbels, das ihn umgibt und wegen seiner Formlosigkeit erscheint dieses uferlose Gerede als bedrohlich – zumindest spielt Foucault mit dem Gedanken, dass vom Gemurmel eine Bedrohung für den Diskurs ausgeht. Die Unterscheidung von Diskurs und Gemurmel ist ein heuristisches Instrument, das die Phänomene »sozialer Redetätigkeit«³ über eine sprechakttheoretische Analyse hinaus ordnet und auch nicht unterstellt, dass darin etwas irgendwo anders Vorhandenes »ausgedrückt« oder »reflektiert«⁴ wird. Allerdings: Diskurs kann man beschreiben, am Gemurmel kann man teilnehmen, vielleicht kann man sich ihm auch gar nicht entziehen, aber es ist vom

1 H. Ritter, *Notizhefte*, 212. Vivian Liska und Carl Friedrich Gethmann sowie allen Mitgliedern der Krupp Reimers Forschungsgruppe ist für Hinweise und anregende Diskussion herzlich zu danken!

2 Der folgende Beitrag wird »gesteuert von der These« – schöne Formulierung von Rembert Hüser (siehe R. Hüser, *Geht doch*, 147) –, dass sich an den Rändern von Kommunikation Beobachtungen machen lassen, die sich lohnen, weil sie nicht ganz einfach zu beschreiben sind. Wenn Hockey einfach wäre, wäre es ja Fußball.

Bei den Theoretikern des Gemurmels geht es immer darum, dass es etwas geben muss, das sich der kommunikativ konstituierten Gesellschaft zwar nicht völlig entziehen kann, ihr aber auch nicht völlig ausgeliefert und damit in gewisser Weise »widerständig« ist. Das ist eigentlich ganz sympathisch.

3 Siehe den Beitrag von C.-F. Gethmann in diesem Band, 27–60.

4 Siehe den Beitrag von M. Schröter in diesem Band, 229–248.

Standpunkt der Diskursteilnehmer kaum beschreibbar, weil der Diskurs dafür gar keine Kategorien hat.

Nimmt man diese Perspektive ein, dann gibt es keine Sprachlosigkeit, sondern nur Diskurslosigkeit, die aber unentwegt Sprache gebraucht.

Die Unterscheidung von Diskurs und Gemurmelt behandelt das Problem, dass alles – auch das, was in einem schlichten Sinne gar nicht ›existiert‹ – nur sprachlich vermittelt werden kann, und es deshalb kein Weltverständnis außerhalb von Sprache geben kann, tendenziell so, dass es eine endliche Anzahl von Diskursen gibt, in denen Wirklichkeitsverhältnisse konstituiert sind und außerhalb davon eine formlose Menge sprachlicher Äußerungen, die man zwar verstehen, gebrauchen und analysieren kann (auffordern; insistieren; bitten; behaupten etc.), die aber wegen ihrer Formlosigkeit keine Diskursmacht gewinnen. Das »Gemurmelt« ist deshalb im ›Außen‹ der Diskurse, und es ist gleichermaßen beunruhigend, weil es, gemessen am Diskurs, regellos erscheint und man nicht weiß, was daraus werden kann, wie auch Sehnsuchtsziel, weil man sich darin bewegen kann, ohne den Diskursregeln gehorchen zu müssen, die im Gemurmelt gar nicht gelten, wie auch irrelevant, weil sich sprachlich vermittelte Macht nur im Diskurs äußert. Das alltagssprachliche Wirrwarr muss deswegen nicht ohne Redehandlungsüblichkeiten und Sprachspiele auskommen, aber damit kommt man nicht ans Rednerpult des Collège de France.

* * *

In seiner Antrittsvorlesung am Collège de France »Die Ordnung des Diskurses« spricht Michel Foucault zwei Mal vom »Gemurmelt«, in der besonderen Variante als »Gemurmelt der Dinge«.⁵ Mit den ›Dingen‹ ist dabei mehr gemeint als Granitfelsen, Serviettenringe oder Buchumschläge, die per se nicht phonetisch sprechen, sondern einfach alles, dem man sich zuwenden und in dem man etwas ›entdecken‹ kann. Die Annahme, die »Dinge murmeln einen Sinn, den unsere Sprache nur noch zu heben braucht«,⁶ ist so ungefähr das Gegenteil dessen, was Foucaults Überlegungen zugrunde liegt. Im Murmeln der Dinge liegt gar kein ›Sinn‹, den man entdecken könnte. Deshalb liegt darin auch nicht der »Anfang der Philosophie«.

⁵ M. Foucault, *Ordnung*, 33, 52.

⁶ Ebd., 33.

Foucault stellt die rhetorische Frage: »Ist sie [gemeint: die Philosophie] immer schon da, heimlich gegenwärtig in dem, was sie nicht ist, mit halblauter Stimme im Gemurmel der Dinge das Wort ergreifend?«⁷ Die Antwort dürfte lauten: Sicher nicht.

Allerdings gebraucht Foucault den Begriff »Diskurs« in zweifacher Weise. Zum einen meint Diskurs etwas »unberechenbar Ereignishaftes«, ⁸ etwas, dem »Gefahren« innewohnen, der »Diskurs« ist so etwas wie die schlichte »Tatsache, dass die Leute sprechen, und daß ihre Diskurse endlos weiterwuchern«⁹ und demgemäß ist »Diskurs« etwas, das »in jeder Gesellschaft [...] zugleich selektiert, organisiert, kanalisiert wird«, ¹⁰ ja, werden muss. Die entsprechenden Maßnahmen wird er ausführlich beschreiben. Zum anderen ist der »Diskurs« das Ergebnis dieser Ordnungsmaßnahmen, ein immer auch autoritatives Sprechen, regelhaft, geordnet und ordnend.

Hierin gründet auch die Zurückweisung des »Anfangs«. Diskurse im Sinne des »Geredes der Leute« haben keinen Anfang, sie sind quasi immer schon da, aber wer einen »Anfang« macht, der wandelt das Gerede und Gemurmel der Leute in einen disziplinierten und – so darf man unterstellen – machtausübenden Diskurs. Deshalb beginnt Foucault seine Vorlesung auch damit, dass er gar nicht anfangen möchte, er möchte »jedes Anfangens enthoben«¹¹ sein und mit diesem Gedanken schließt er auch die Antrittsvorlesung. Eine Antrittsvorlesung halten ist gut, weil man damit seine Gedanken über gesellschaftlich wirkende Mächte mitteilen kann und man weiß, dass sie auch Gehör finden, aber einfach so am Gemurmel teilhaben wäre noch besser, weil man dann der Gefahr enthoben wäre, selber Machtworte zu sprechen, aber beides zugleich geht eben nicht.

Das ist dann doch etwas mehr als die rhetorische Floskel, zu der man greifen kann, wenn man ins Collège de France aufgenommen wird und sich als kritischer Geist dabei etwas unwohl fühlt. Das Gemurmel, als die für eine Gesellschaft nicht institutionalisierte, mit dem Begriff des »Sinns« nicht zu erschließende, kaum kontrollierbare und deshalb auch Unwohlsein auslösende Kommunikation der Leute untereinander, ist eine Denkfigur, die Foucault, so heißt es, von Maurice Blanchot übernommen hat.

7 Ebd., 52.

8 Ebd., 7.

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd., 5.

Foucault habe Blanchot bewundert, daran bestehe »kein Zweifel«, so Didier Eribon,¹² obwohl sie sich nur einmal, und eher zufällig, »im Hof der Sorbonne« begegnet sind, wie sich Blanchot nach Foucaults Tod erinnert.¹³ Gilles Deleuze sagt in Bezug auf Foucaults Antrittsvorlesung: »Foucault schließt sich Blanchot an, der jedwede grammatische Personologie verwirft und die Plätze des Subjekts in der Dichte eines anonymen Gemurmels situiert. In diesem Gemurmel ohne Anfang noch Ende möchte Foucault Platz nehmen.«¹⁴ Foucaults Aufsatz über Blanchot »Das Denken des Außen« erschien im Juni 1966¹⁵ und verzahnt einige Denkmotive von ihm selbst und von Blanchot, so dass man gelegentlich nicht sicher ist, ob Foucault Blanchot wiedergibt oder Foucault Foucault. Blanchots Schreiben bilde »einen Diskurs, der keine Schlussfolgerung kennt und kein Bild, keine Wahrheit und keine Verstellung [...], der ohne Zentrum und ohne Heimat ist und seinen eigenen Raum als jenes Außen erschafft, in dessen Richtung und außerhalb dessen er spricht.«¹⁶ Damit nicht genug: »Als Sprache des Außen, die das Außen, auf das sie sich richtet, in ihren Worten empfängt, hat dieser Diskurs die Offenheit eines Kommentars: die Wiederholung des unablässigen Gemurmels da draußen.«¹⁷ Die »Erfahrung des Außen«¹⁸ – der man vermutlich durch die Lektüre der Texte von Blanchot nahekommt? – bringt daher »an den Tag, was vor jedem Wort und unter jedem Schweigen liegt: das unablässige Geriesel der Sprache.«¹⁹ Deleuze findet dieses Denkmotiv noch in der »Archäologie des Wissens«. Er stellt sich selbst die Frage »Welches ist die allgemeinste Bedingung der Aussagen oder der diskursiven Formationen?«²⁰ Die Antwort lautet: »So daß am Anfang ein MAN SPRICHT steht, ein anonymes Murmeln, in dem die Stellungen für mögliche Subjekte vorgesehen sind: »ein unaufhörliches und verwirrtes Summen des Diskurses«. Foucault beschwört wiederholt dieses große Murmeln,

12 D. Eribon, *Foucault und Zeitgenossen*, 221.

13 Zitiert nach D. Eribon, *Foucault*, 103.

14 G. Deleuze, *Foucault*, 17.

15 M. Foucault, *Denken*, 670-697.

16 Ebd., 678.

17 Ebd., 678f.

18 Ebd., 694.

19 Ebd.

20 G. Deleuze, *Foucault*, 78.

in das er sich selbst stellen möchte.«²¹ Deleuze verweist hier nicht nur auf »Die Ordnung des Diskurses«, sondern auch auf den im Jahr zuvor erschienenen Aufsatz »Was ist ein Autor?«, in dem Foucault abschließend als Ziel seiner Überlegungen darlegt, man möge sich von »so lange wiederholten Fragen [wie] ›Wer hat wirklich gesprochen?‹«²² lösen, denn er könne sich »eine Kultur vorstellen, in der Diskurse zirkulierten und rezipiert würden, ohne dass es die Autorfunktion gäbe. All diese Diskurse [...] entfalteten sich in der Anonymität eines Gemurmels.«²³

»Das Denken des Außen« umkreist dieses Motiv mehrfach – das »endlose Gemurmel des Diskurses«,²⁴ »das endlose Geriesel und die Verlorenheit eines Sprechens, das immer schon begonnen hat«,²⁵ die »Sprache der Reflexion [...] muss bereit sein, sich in bloßes Geräusch aufzulösen«,²⁶ das »unablässige Geriesel der Sprache. Einer Sprache, die von niemandem gesprochen wird«. ²⁷ Nun mag Foucault zwar das Motiv des Gemurmels von Blanchot übernommen haben, er hat es sich aber so zurechtgelegt, dass es in seine Überlegungen hineinpasst.

Blanchot hat sich der Phantasie hingeeben, wie es denn wäre, wenn mit dem Tod des letzten Schriftstellers »das kleine Mysterium der geschriebenen Aussage von der Erde verschwinden würde«. ²⁸ Dann würde, wenn der letzte Dichter verstummt ist, keineswegs Stille eintreten, sondern es würde sich »durch ein Aufreißen der dichten Hülle des Schweigens und durch das Hereinbrechen eines neuen Geräusches, das durch eben diesen Riss eindringt, das Zeitalter ohne Worte ankündigen. Nichts Schwerwiegendes, nichts Lärmendes; zur Not ein Gemurmel, das dem wirren Geräusch der Städte [...] nichts hinzufügen würde. Sein einziges Merkmal ist, das es nicht aufhört.«²⁹ Über dieses Gemurmel, dieser Rede »ohne Unterlaß«³⁰ sagt er: »[...] sie verspricht nichts und sagt nichts, spricht immer

21 Ebd.

22 M. Foucault, *Autor*, 1030.

23 Ebd., 1029f.

24 M. Foucault, *Denken*, 675.

25 Ebd., 677.

26 Ebd.

27 Ebd., 678.

28 M. Blanchot, *Gesang*, 295.

29 Ebd., 296.

30 Ebd., 296.

nur zu einem, aber unpersönlich, spricht im tiefsten Innern, ist jedoch das reine Außen [...] und schweigsam ist sie, denn in ihr redet das Schweigen, das zu dieser falschen Rede geworden ist, zu dieser Geheimnisrede ohne Geheimnis.«³¹ Blanchot, der beständig irgendetwas durch dessen Gegenteil beschreibt, beschwört den Schriftsteller, indem er sagt: »Ein Schriftsteller ist der Mensch, der dieser Rede Schweigen gebietet [...]. Wenn in diesem imaginären Tibet [...] alle Literatur aufhörte zu reden, so litten wir einen Mangel an Schweigen und vielleicht wäre es dieser Mangel an Schweigen, der das Verschwinden der Literatur offenkundig werden ließe.«³²

Foucault hat dem Gemurmel etwas abgewinnen können, weil es für ihn die Chiffre dafür war, dass es noch etwas anderes geben muss als den organisierten Diskurs, und, obwohl ›machtlos‹, doch so etwas wie eine Drohung gegenüber den Diskursen darstellt. Das Problem: als jemand, der selbst Diskurse führt, war ihm das Gemurmel unzugänglich und konnte allenfalls beschworen werden. Deshalb wohl hat Bernhard Waldenfels angemerkt, es »müsste eine Diskursanalyse sich auch auf das Unsagbare einlassen, auf das Ungeordnete und Außerordentliche, das die Kehrseite abgibt für die Ordnung des Diskurses.«³³ Blanchot hat das ›Außerordentliche‹ in der Literatur gefunden und seinerseits emphatisch-poetisch beschworen. Für ihn war das Gemurmel einerseits das zur ›falschen Rede‹ gewordenen ›Schweigen‹ in einer Welt ohne Schriftsteller und in diesem Sinne hatte es für ihn ein weitaus größeres Drohpotential als bei Foucault, denn es bedrohte nicht nur die Diskurse, sondern die ganze Erde, überhaupt alles. Zum Glück findet er im Gemurmel noch die Reste des Schweigens, das der Schriftsteller zur Sprache bringt, also hat das Gemurmel dann doch irgendwie auch noch Rettungspotential (zum Glück auch für Foucault, könnte man sagen), denn es ist der Inbegriff des Nichtidentischen: »Deshalb auch ist die Literatur nicht wirklich identifizierbar, wenn sie dazu gemacht ist, jede Identität zu enttäuschen und das Verstehen als Identifikationsvermögen zu täuschen.«³⁴ Was man nicht verstehen kann, das kann man nur ahnen, und darum mündet dies alles darin, in der Literatur sei »ein ganz anderes Sprechen zu erahnen.«³⁵ Jetzt muss nur noch

31 Ebd., 296f.

32 M. Blanchot, *Gesang*, 297.

33 B. Waldenfels, *Verstreute Vernunft*, 47.

34 M. Blanchot, *Das Unzerstörbare*, 177.

35 Ebd., 177.

jemand kommen, der das ›Ahnen‹ in Worte fasst. Aber wer soll das sein? »[...] so wird es nämlich enden, mit herzerzerißenden Schreien, mit unartikulierte[m] Gemurmel [...]«.³⁶

* * *

Die gemurmelte Sprache ist diejenige, von der man weiß, dass sie da ist oder einmal da war, die man aber weniger als gesprochene Sprache denn als Geräusch wahrnimmt oder an die man sich nur undeutlich erinnert. Das Gemurmel kann auch die Metapher sein für eine unterdrückte Stimme. So deutet Freddy Raphaël ein ursprünglich in elsässischer Mundart verfasstes Gedicht von Claude Vigée, in dem nachklinge, dass diese Sprache nicht mehr geduldet war, nachdem das Elsass als Folge des Ersten Weltkriegs wieder zu Frankreich gehörte. Die reale Grenzziehung, die das Elsass ins Territorium Frankreichs reintegriert, ist dann zugleich die Ausgrenzung aus dem nun dominierenden französischen Sprachraum.

Manchmal glaube ich, es hängt mir noch etwas im Ohr
von den gemurmelten Wörtern
die längst vergessene Stimmen früher
ganz leise gesprochen haben:
So rieselt der Landregen im Spätjahr
geduldig durch dürre Blätter,
am Rand vom grauen Laubwald
wo's Rotbächel rauscht,
und tröpfelt dann in die Erde
mäusleinstill wie Saat
ganz tief dort drunten,
auf dem Schwarze-Brennessel-Pfad.³⁷

In dieser dichterischen Erinnerung an den verlorenen Ton erhält das Gemurmel etwas Naturhaftes, Ursprüngliches. Der Versuchung, sich Literatur und Dichtkunst als nahe am ›Ursprung‹ vorzustellen, sind auch andere erlegen.

* * *

³⁶ S. Beckett, *Der Namenlose*, 557.

³⁷ Zitiert nach F. Raphaël, *Vom Elsass*, 62f.

Denkbar ist eine Literaturgeschichte des Gemurmels, eine Geschichte des über das Gemurmel Aufgeschriebenen, zugleich eine Geschichte von Leuten, die mit dem, was sie tun, am Gemurmel selbst nicht teilnehmen, weil sie schreiben und nicht reden, wie ja auch alle anderen, die sich mit dem Gemurmel befassen und ihre Gedanken dazu aufschreiben, daran nicht teilnehmen, selbst wenn sie wünschen, sie täten es. Diese Literaturgeschichte des Gemurmels reichte von Ovids »Metamorphosen« (12. Buch, V. 39-63) über die Lektürerpraxis mittelalterlicher Klöster³⁸ bis zu Autoren wie Ruth Rehmann (»Die Leute vom Tal«, ein Roman aus Gerede; 1968) oder Thomas Bernhard, bei dessen Erzählung »Gehen« (1971) man auch nicht so genau weiß, wer eigentlich was gesagt hat, was den entsprechenden Beitrag in Wikipedia dazu veranlasst hat, zu sagen, in dem Text »kann es bisweilen zur Unkenntlichkeit des sprechenden Subjektes kommen«. Vielleicht hat da jemand Foucault und Blanchot gelesen. Ivy Compton-Burnett hat eine besondere Variante geliefert mit ihren fast ausschließlich aus Dialogen bestehenden Romanen, deren Figuren alles so nebenher ausplaudern und manches im Ungesagten zwischen den Sätzen unterbringen, weshalb auch eine der Hauptfiguren des Romans »Ein Gott und seine Gaben« (1963) ihrem Gesprächspartner und dem Leser gleich im Eingangsdialog mitteilt: »Schweigen kann sehr beredt sein.«³⁹ Unerschrockene Literaturhistoriker des Gemurmels würden vielleicht sogar das Rauschen des Waldes bedenken und das Lied, das in allen Dingen schläft, hätte womöglich hier auch seinen Platz. Auf dem Titelblatt der reich illustrierten »Geschichte des Gemurmels« wäre A. Paul Webers Lithographie »Das Gerücht« aus dem Jahr 1943 zu sehen. Deren Zentrum aber wäre vermutlich Samuel Becketts Roman »Wie es ist«, der, wenn man ihn laut liest, selbst so einen Murmelcharakter annimmt und in dem das Gemurmel mindestens, nach der Seitenzählung der Suhrkamp Werkausgabe, auf den Seiten 569, 575, 576, 577, 582, 583, 588, 589, 603, 606, 611, 613, 617, 631, 636, 637, 638, 642, 643, 644, 656, 657, 658, 659, 663, 674, 676, 680, 687, 688, 694, 704 und 706 vorkommt, wahrscheinlich noch öfter.⁴⁰

* * *

38 I. Illich, *Im Weinberg*.

39 I. Compton-Burnett, *Ein Gott*, 5.

40 S. Beckett, *Wie es ist*.

Wenn man die »Grenzen der Sprachlosigkeit« territorial versteht, könnte es ein Gebiet der Sprachlosigkeit geben, das an andere Gebiete grenzt. Welche sind das und wie viele? Sprache muss nicht ein angrenzendes Gebiet sein, denn die Region der Sprache kann auch in dem viel größeren Territorium der Sprachlosigkeit liegen, als Insel vielleicht, oder Oase oder als Vulkan, der nur gelegentlich ausbricht.

* * *

Angenommen, es gäbe nur Sprachlosigkeit und Sprache und innerhalb der Sprache unendlich viele Sprachen und innerhalb der Sprachlosigkeit unendlich viele Sprachlosigkeiten, dann ergäbe sich daraus eine Vielfalt, die so unbegreiflich wäre, dass es dafür keine Sprache und keine Sprachlosigkeit gäbe, es sei denn, Sprache und Sprachlosigkeit seien im Unendlichen deckungsgleich, was aber nichts anderes hieße, als dass die Grenzen der Sprachlosigkeit und die Grenzen der Sprache unzugänglich wären. Es ist kein Trost, sich Sprachlosigkeit und Sprache als endlich vorzustellen, denn die Menge des außerhalb von Sprachlosigkeit und Sprache liegenden Unbegreiflichen wäre dann nicht geringer, ja nicht einmal begreifbar. In einer auf den 3. Mai 1949 datierten Bemerkung behauptet J. L. Borges, die von ihm aufgeschriebene »Geschichte vom Krieger und der Gefangenen« nähme sich die »Interpretation zweier glaubwürdiger Tatsachen«⁴¹ vor. »Vielleicht«, heißt es darin, »sind die beiden Geschichten, die ich erzählt habe, eine einzige Geschichte. Schau-seite und Kehrseite dieser Münze sind für Gott gleich.«⁴² Sich auf Gott berufen ist unglücklicherweise eine Ausflucht, die nicht toleriert werden kann.

Literatur

- Beckett, Samuel: »Der Namenlose«, in: ders., *Werke*, Bd. III 3, Frankfurt a.M. 1976, 397-566. (= werkausgabe edition suhrkamp, Bd. 8)
 –: »Wie es ist«, in: ders., *Werke*, Bd. III 4, Frankfurt a.M. 1976, 569-707.
 (= werkausgabe edition suhrkamp, Bd. 9)
 Bernhard, Thomas: *Gehen*, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 1977.

⁴¹ J. L. Borges, *Aleph*, 149.

⁴² Ebd., 49.

- Blanchot, Maurice: *Der Gesang der Sirenen. Essays zur modernen Literatur*, Frankfurt a.M. 1982.
- : *Das Unzerstörbare. Ein unendliches Gespräch über Sprache, Literatur und Existenz*, München 1991.
- Borges, Jorge Luis: *Das Aleph. Erzählungen 1944-1952*, in: ders., *Werke in zwanzig Bänden*, hg. v. Gisbert Haefs und Fritz Arnold, Bd. 6, Frankfurt a.M. 1992.
- Compton-Burnett, Ivy: *Ein Gott und seine Gaben*, Stuttgart 1989.
- Deleuze, Gilles: *Foucault*, Frankfurt a.M. 1992.
- Eribon, Didier: *Michel Foucault. Eine Biographie*, Frankfurt a.M. 1999.
- : *Michel Foucault und seine Zeitgenossen*, München 2015.
- Foucault, Michel: »Das Denken des Außen«, in: ders., *Dits et Ecrits*, hg. von Daniel Defert u.a., Bd. I. 1954-1969, Frankfurt a.M. 2001, 670-697. (= Schriften in vier Bänden)
- : *Die Ordnung des Diskurses*. Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970, München 1982.
- : Was ist ein Autor? in: ders., *Dits et Ecrits*, hg. v. Daniel Defert u.a., Bd. I. 1954-1969, Frankfurt a.M. 2001, 1003-1041. (= Schriften in vier Bänden)
- Hüser, Rembert: *Geht doch*, hg. v. Hanna Engelmeier und Ekkehard Knörrer, Berlin 2021.
- Illich, Ivan: *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand*, 2. Aufl., München 2014.
- Raphaël, Freddy: »Vom Elsass nach Jerusalem. Die unvollendete Suche des Claude Vigée«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte*, Heft XV/2 Sommer 2021, 61-68.
- Ritter, Henning: *Notizhefte*, Berlin 2010.
- Waldenfels, Bernhard: »Verstreute Vernunft. Zur Philosophie von Michel Foucault«, in: *Phänomenologische Forschungen* (18) 1986, 30-50.